

„Du sollst Dir kein Bild machen“

Oder warum Bilder im interreligiösen Dialog notwendig sind

Susanne Benedikt

Es ist ein Gespräch in privatem Rahmen. Wohlig eingehüllt in die Dämpfe und Gerüche einer Bar. Zugegebenermaßen zu später Stunde. Eine Runde junger Menschen aus unterschiedlichen Religionen und Kulturkreisen sitzt gemütlich zusammen und diskutiert über Gott und die Welt. Ein Austausch von Erfahrungen und Sichtweisen, ein Eintauchen in fremde Welten und Biografien. Fesselnd und intim. Ein Augenblick im Leben, der bleibend ist. Plötzlich fällt sinngemäß folgende Bemerkung: „Männer sind willensschwach. Frauen verführen von Natur aus und müssen sich deswegen dementsprechend kleiden und verhalten, um Männer nicht zu verführen.“ Und da waren sie: die Bilder in meinem Kopf. Die Bilder von einer Religion, die Frauen als böse Verführerinnen sieht, die Natur der Frauen als schlechte. In christlicher Tradition gesprochen: die Frau als Eva, welche mit dem verführerischen Apfel Adam zum Verhängnis wird und die Menschheit aus dem Paradies vertreibt. Jahrhunderte wird sie büßen und beherrscht werden durch den Mann. Bilder mit ewig gestrigem Gedankengut, fern von der christlichen Theologie des 20. und 21. Jahrhunderts und doch im Hier und Jetzt in meinem Kopf. Die Bemerkung des Muslim über die Natur der Frauen irritiert mich. Dennoch passt sie in ein weit verbreitetes Bild von Muslimen, das auch mir bekannt ist. Noch mehr irritiert mich, dass diese Ansicht Bilder meiner eigenen religiösen Sozialisierung zum Klingen bringt. Aspekte, die Widerstand in mir hervorrufen und mich an das eigene innere Ringen mit Positionen im katholischen Umfeld erinnern.

„Wer die anderen in ein Bild setzt, macht Erfahrungen mit sich selbst. Nur im Spiegel des anderen wird erfahrbar, was man selbst ist.“ schreibt Jan Baberowski in der Einleitung zu seinem Buch „Selbstbilder und Fremdbilder“. Dieser Satz beschreibt komprimiert die Dynamik von Bildern. Auf der einen Seite das Bild, über welches das sogenannte „Anderer“ definiert wird. Ein Vorgang, der eine Wirklichkeit schafft und das eigene Ich vom „Anderen“ abgrenzt. Das Bild, das wir vom Anderen haben, basiert auf der subjektiven ethnografischen und kulturellen Perspektive. Es kann aus einer einzelnen Begegnung stammen, aus einer individuellen Erfahrung, aus einem Medienbericht oder aus von Anderen übernommenen Meinungen. Oft entscheidet ein einzelnes Wort oder ein Geste über das Bild, das man sich von jemand anderem macht. Nie kann es die gesamte Wirklichkeit objektiv darstellen. Es ist immer nur ein Ausschnitt. Dieser Ausschnitt dient der Orientierung. Das subjektive Ich benötigt geschaffene Bilder, um Erfahrungen einzuordnen und sich in der komplexen Wirklichkeit, einer Welt voller Eindrücke und Informationen, zu orientieren.

Auf der anderen Seite steht das Bild, mit dem ich mich definiere. Das Bild des Anderen steht immer in Bezug zu mir selbst. Aus der eigenen Wirklichkeit schaffe ich mir ein Urteil über den Anderen. Es beruht auf dem eigenen Erfahrungshorizont. Den Anderen mit Bildern zu besetzen, bedeutet meist auch, diesen als Gegenbild zu sehen. Ich setze die wahrgenommenen Eindrücke meinen eigenen Erfahrungen gegenüber. Das Gemeinsame wird dabei häufig aus der Wahrnehmung ausgeschlossen und das Trennende betont. In diesem Vorgang des „Fremdmachens“, wie ihn Birgit Rommelspacher, Professorin für Psychologie mit dem Schwerpunkt Interkulturalität beschreibt, schiebe ich die Anderen kognitiv, emotional und sozial auf Distanz. So wird eine Grenze zwischen „Ihr“ und „Wir“ geschaffen, bei der meist der Andere schlechter wegkommt.

Diese Grenzziehung schafft eine Trennung, die notwendigerweise für die Bestimmung der eigenen Identität benötigt wird.

So stehen die Bilder von einem selbst und von dem Anderen einander gegenüber: Mein Bild vom Anderen, das auf mein Bild von mir trifft, mit all seinen biografischen Prägungen und kulturellen Formungen. Das „Ich“ steht gegenüber dem „Anderen“. Der hier entstehende Raum bietet ein Spielfeld, den Anderen zu entdecken, zu staunen, sich überraschen zu lassen und sich neugierig auf das Gegenüber einzulassen. Es gilt die Chance anzunehmen, in einen ehrlichen Austausch zu treten. Notwendig ist dafür die Bereitschaft, sich auf den Anderen einzulassen: Zuzulassen, dass vorhandene Bilder sich überholen dürfen, revidiert werden und neue entstehen können. Es bedarf der Offenheit auf den Anderen zuzugehen und sich im Dialog mit diesem auseinanderzusetzen. Die vorhandenen Grenzen zwischen „Wir“ und „Ihr“ neu zu ziehen. Nicht an einem festgefahrenen Bild festzuhalten, sondern vermittelnde Bilder zu schaffen.

Die Versuchung, an Bildern festzuhalten, ist groß. Das vermeintliche „Wissen“ über den Anderen verhindert, insofern daran hartnäckig festgehalten wird, die Dialogbereitschaft. Ordne ich neue Erfahrungen immer denselben, möglicherweise längst überholten Bildern zu, werden diese verstärkt und strzen sich fest. Sogenannte Stereotypen entstehen. Hans-Jürgen Lüsebrink charakterisiert Stereotypen als Formen der Wahrnehmung, bei welchen die komplexe gesellschaftliche Wirklichkeit vereinfacht wird. Kennzeichen von Stereotypen sind deren Starrheit und Langlebigkeit. Er definiert sie als kulturell bedingte, nicht hinterfragte, festgefahrene Meinungen einer Gruppe über Eigenschaften und Besonderheit einer anderen.

Nicht das Vorhandensein von Stereotypen ist das Problem. Sie sind ein notwendiger Mechanismus der menschlichen Existenz. Problematisch ist der Umgang mit ihnen. Bleiben sie stehen oder besteht die Chance, sie einer Modifikation zu unterziehen?

Der interreligiöse Dialog lebt meines Erachtens von Bildern und – um es sehr provokant auszudrücken – von Stereotypen. Sie sind die Grundlage im positiven wie im negativen Sinn. Bilder von einem selbst und dem Anderen zu haben, sind existentielle Grundvoraussetzungen des Menschseins. Sie schaffen Identität, ziehen Grenzen und ermöglichen Orientierung. Stereotypen sind festgefahrene Meinungen und Schubladen, in welche Eindrücke und Erfahrungen eingeordnet werden. Diese sind meist negativ besetzt, können aber auch positiv sein. Eine positive Meinung, die starr und langlebig ist, muss an sich ja kein Problem darstellen. Die zentrale Frage ist, wie mit diesen Bildern und Stereotypen umgegangen wird. Halte ich sie für ein ewiggültiges Gesetz oder habe ich die Bereitschaft, mich auf einen Prozess der Auseinandersetzung, des Sich-Einlassens und einer Modifikation einzulassen.

Die Bilder bilden die Basis. Das Bild des Anderen macht ihn für mich greifbar. Wie oben beschrieben hat es immer Auswirkungen auf mein eigenes Bild bzw. steht es in einem untrennbaren Zusammenhang mit diesem. Dadurch entsteht eine Reibungsfläche. Betrete ich diese Fläche mit aufmerksamem Interesse und offenen Augen und Ohren, entsteht ein Begegnungsraum. Im Idealfall ist dieser gefüllt mit Respekt und Empathie. In diesem Raum kann Dialog stattfinden und können neue Bilder entstehen und gemeinsame Bilder geschaffen werden. Stereotypen können im direkten Dialog gemeinsam aufgezeigt und enttarnt werden.

Es wäre illusorisch zu behaupten, dass der interreligiöse Dialog das beste Mittel zum vollständi-

gen Abbau von Bildern und Stereotypen ist. Es würde auch keinen Sinn machen, denn diese gehören dazu. Er ist eine Möglichkeit, gemeinsame Bilder zu schaffen und die Fähigkeit zu verfeinern, vorhandene Bilder immer wieder zu modifizieren. Der Anspruch, den Anderen ganz zu verstehen, wäre zu hoch. Es geht um das Bemühen, den Anderen, und schlussendlich auch sich selbst, immer besser zu verstehen und Gemeinsamkeiten zu finden. Grenzen dürfen und müssen gezogen werden, gilt es doch auch die eigene Identität aufrechtzuerhalten.

In dem Dialogprozess darf und muss es immer Räume geben, die im Nichtverstehen belassen werden können: Für Inhalte und Verhaltensweisen, die nicht erfasst oder nachvollzogen werden können. Diese gilt es auch ruhig einmal stehen zu lassen und sie im Moment als das zu akzeptieren, was sie sind: Teile des Anderen, die mir fremd sind. Wichtig ist die Wahrnehmung, dass Unverständnis ein Bild des Anderen von vielen ist, und nicht als absolute Wirklichkeit angenommen wird. Selbst wenn es heute als Meinung, Verhalten oder Einstellung, mit der ich selbst nichts anzufangen weiß, im gemeinsamen Raum stehen bleibt, bedeutet es nicht zwangsmäßig, dass sich dieses Bild, mein Gegenüber oder ich uns nicht verändern und ein neues Bild entsteht. Bilder müssen auch ausgehalten werden können.

Bis zu diesem Punkt lag der Focus auf Bildern, die zwischenmenschliche interreligiöse Beziehungen charakterisieren hemmen und bereichern. Bilder, die von Menschen über Menschen geformt werden. Neben der Entsprechung des eigenen Bildes gegenüber dem Anderen, formt auch das Gottesbild den religiösen Menschen. Nach C.G. Jung muss die Seele eine Beziehungsmöglichkeit, d.h. eine Entsprechung, zum Wesen Gottes in sich haben: ein archetypisches Grundmuster der Seele, ein Archetyp des Gottesbildes. Diese Bilder sind nicht zeitlos, sondern historischen Wandlungen und Variationen unterworfen. Sie werden geformt von Erfahrungen und dem soziokulturellen Umfeld.

Das Christentum, und hier vor allem die orthodoxe und katholische Tradition, leben von Gottesbildern: Bereits im Religionsunterricht in der Grundschule zeichnen katholische SchülerInnen alte, weißhaarige Männer mit langen Bärten, die auf einer Wolke sitzen. Ein Gottesbild das sich einprägt und prägt. Ein Andromorphismus als gebräuchlichstes Bild von Gott, das Mary Daly zu der Schlussfolgerung führte: „Wenn Gott männlich ist, ist das Männliche Gott“. Damit war über lange Zeit der Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen sich die Feministische Theologie der Problematik des Gottesbildes näherte. Unzählige Wissenschaftlerinnen, Theologinnen und Christinnen ringen wissenschaftlich und persönlich mit diesem Bild. Die Identifizierung von Gott mit einem männlichen Gott wird ebenso wie die Selbstvergottung des Mannes kritisiert. Ein eigener Wissenschaftszweig war damit etabliert.

Aus diesem Hintergrund der Feministischen Theologie kommend, traf ich bei der Studienwoche 2011 auf muslimische TheologInnen. Mit im Gepäck waren die Bereitschaft und das ernste Interesse am interreligiösen Dialog, aber auch vorhandene Bilder vom Islam. Und dann erklärt mir eine Muslimin, dass Allah ohne Geschlecht ist und es selbstverständlich ist, in dieser Kategorie zu denken, zu beten und zu glauben. Das Gebot „Du sollst Dir kein Bild machen“, das den Islam auch mit dem Judentum verbindet, wird so gelebt. Ich war erstaunt und unglaublich fasziniert. Aufgrund der eigenen Erfahrungen kann ich mir nicht vorstellen, wie es möglich ist: Gott ohne Geschlecht zu verstehen. Ein Bild von einem geschlechtslosen Gott bzw. kein Bild im Sinne einer Darstellung von Gott in sich zu tragen. Meine Bilder vom Islam waren um ein spannendes Detail bereichert. Das im Islam gelebte „Du sollst Dir kein Bild machen“ in Bezug auf Gott lässt mich

auch meinen Zugang zum eigenen Gottesbild neu hinterfragen. Und eigene Bilder stehen in einem anderen Licht.

Literaturverzeichnis

- Baberowski, Jörg/Kaeble, Hartmut/Schriewer Jürgen (Hrsg.): Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentation sozialer Ordnungen im Wandel, Campus Verlag, Frankfurt 2008.
- Gössmann, Elisabeth/u.a. (Hrsg.): Wörterbuch der Feministischen Theologie, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2002.
- Jung, C.G.: Die Archetypen und das kollektive Unterbewusstsein, Bd 9/1 Gesammelte Werke, Patmos Verlag, Ostfildern 1993.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen: Interkulturelle Kommunikation. Interaktion. Fremdwahrnehmung. Kulturtransfer, Verlag J. B. Metzler, Stuttgart 2008.
- Rommelspacher, Birgit: Die Anderen fremd machen. Fremdheit als soziale Beziehung, in: Schlangenbrut 82, fremd sein, Münster 2003.